



DAN WADDELL

DAS ERBE DES  
BLUTES

Weltbild

Als die Leiche eines Mannes auf einem Londoner Friedhof gefunden wird, ahnen DCI Grant Foster und seine Kollegin Heather Jenkins nicht, wie weit sie die Suche nach dem Mörder in die Vergangenheit führen wird. Immer mehr Opfer fallen einem geheimnisvollen Killer zum Opfer, doch was die Ermordeten verbindet, ist unklar. Bis Nigel Barnes, ein Spezialist für Ahnenforschung, erkennt, dass die Spur ins Jahr 1879 zurückreicht. Damals hatte der »Kensington Killer« London in Angst und Schrecken versetzt ...

Dan Waddell

# Das Erbe des Blutes

Thriller

Aus dem Englischen von Stephanie Kramer

**Weltbild**

## **Der Autor**

Dan Waddell ist Journalist und Autor. Er schreibt über Medien und Populärkultur und hat bereits zehn Sachbücher verfasst, darunter den britischen Bestseller »Who Do You Think You Are«, das Begleitbuch zu einer populären Fernsehserie der BBC zum Thema Ahnenforschung. Dan Waddell lebt mit seinem Sohn in London, »Das Erbe des Blutes« ist sein erster Roman.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel The Blood Detective.

Besuchen Sie uns im Internet:

[www.weltbild.de](http://www.weltbild.de)

Genehmigte Lizenzausgabe © 2022 by Weltbild GmbH & Co. KG, Ohmstraße 8a, 86199  
Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2008 by Dan Waddell

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2010 by Penguin Random House Verlagsgruppe  
GmbH, München

Die Rechte an der deutschen Übersetzung von Stephanie Kramer liegen beim Wilhelm  
Goldmann Verlag München, in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH

Übersetzung: Stephanie Kramer

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-149-4

Für Emma  
In meinen Träumen bist du bei mir.

# DANK

Ohne die Hilfe der folgenden Menschen hätte ich dieses Buch nicht zu Ende bringen können: Zuerst danke ich meiner Lektorin bei Penguin, Beverley Cousins, für ihre Geduld und den Glauben an mich während der schwierigen Zeit, in der ich das Buch geschrieben habe. Ihr erfahrener Blick hat es in vielerlei Hinsicht verbessert. Ihre Assistentin Claire Phillips hat ebenfalls einige hilfreiche Vorschläge und Änderungen beigetragen.

Des Weiteren bin ich meiner Agentin Araminta Whitley sehr dankbar, die mir half, aus meinen ersten Entwürfen die eigentliche Geschichte herauszukristallisieren. Unermüdlich und kontinuierlich hat sie diesen Roman verbessert, und sie stand mir immer mit ermutigendem Rat und Ideen zur Seite. Mark Lucas, Peta Nightingale, Lizzie Jones und all die anderen wunderbaren Leute bei LAW lieferten ebenfalls wichtige Beiträge. Danke an euch alle.

Ich möchte auch den folgenden Personen danken, die mir beim Schreiben geholfen haben: Nick Barratt, ortsansässiges Ahnenforschungsgenie; Professor Robert Forrest; Rachel und Paul Murphy; Lillian Aylmer und Gavin Houtheusen von The National Archives; Christine Falder bei DeepStore; der Produktionsfirma Wall to Wall und meiner Familie, insbesondere Irene und meinem Dad für ihre Liebe und Unterstützung.

Schließlich danke ich vor allem meiner Frau Emma, die während der Entstehung dieses Buchs an Brustkrebs verstorben ist. Ohne ihre uneingeschränkte Loyalität und ihren Glauben an mich hätte ich nie mit diesem Buch begonnen und wohl auch keines der anderen geschrieben. Ich verdanke ihr alles. Sie lebt weiter in der Erinnerung und in den Herzen von mir, meinem Sohn und vielen anderen Menschen.

Mit einem einfältigen Grinsen, das häufig den angeheiterten vom nüchternen Zeitgenossen unterscheidet, trat Bertie aus dem Prince Albert Pub auf die Pembroke Road. Schlagartig blies ihm ein eiskalter Wind entgegen, der ihn sofort ernüchterte. Die Kümmernisse einer langen Arbeitswoche, sein bierschwerer Bauch und die betäubende Wärme des Kaminfeuers drinnen hatten ihn die bittere Kälte vergessen lassen, obgleich ein jeder, der mit aufgesprungenen Lippen hereinkam, vom Wetter sprach. März, murmelten alle. Fühlt sich mehr wie Januar an.

Nachdem der Kneipenmief sich verflüchtigt hatte, blickte er zum sternklaren, pechschwarzen Himmel empor. Kein Nebel. Der Wind hatte den beständigen Dunst fortgetrieben, der für gewöhnlich wie ein Deckel auf der Stadt lag. Mal was anderes. Schön, sinnierte er, heute würde er den Weg nach Hause erkennen können und sich nicht nur auf sein Bauchgefühl verlassen müssen.

Von rechts dröhnte ihm der Verkehrslärm der Notting Hill Gate in den Ohren. Ein Mann hastete mit gesenktem Kopf an ihm vorbei, die linke Hand am Hut, mit der Rechten hielt er den Kragen fest umklammert. Bertie hatte seinen Mantel noch nicht einmal zugeknöpft, denn die Kälte konnte ihm nichts anhaben. »Mein kleiner Bettwärmer«, nannte Mary ihn gern, wenn sie sich unter den Laken zusammenkuschelten. Da sie so leicht froh, schob sie ihm im Winter manchmal, wenn er ins Bett kam, ihren eiskalten Fuß ganz sanft zwischen die Beine, um etwas Wärme zu erhaschen. Dann fuhr er jedes Mal senkrecht in die Höhe. »Lass das, Frau!«, schimpfte er, woraufhin sie lachte und er in ihr Lachen einfiel. Er konnte ihr einfach nicht böse sein, genauso wenig wie sie ihm. Das würde sie in einer Viertelstunde beweisen, wenn er kurz vor Mitternacht mit Alkoholfahne ins Bett plumpste.

Beim Gedanken an seine Frau musste er lächeln, während er sich auf der Ladbrooke Road durch den Verkehr schlängelte. Der Wind blies von hinten talabwärts. Bertie war froh, diesen gottverlassenen Ort hinter sich gelassen zu haben. Ihr Leben hatte sich seit dem Umzug in die Clarendon Road unglaublich verbessert. Er wohnte mit Mary und den

Kleinen zwar immer noch am Rand des Dale, aber es fühlte sich wie ein anderes Leben an. Zum ersten Mal hatte er das Gefühl, frei atmen zu können.

Er überquerte die Straße, passierte das Ladbroke Arms und die Polizeistation, bevor die Straße den Ladbroke Grove kreuzte. Die Gaslaterne erzeugte ein warmes Licht, in dem ein paar Polizisten rauchten. Im Vorübergehen nickte er ihnen kurz zu. Da es auf der Straße ruhig war, überquerte er sie ohne stehen zu bleiben, bog nach rechts ab und ging den Hügel hinauf. Oben angekommen spielte er einen Moment mit dem Gedanken, weiterzugehen und in den Lansdowne Crescent einzubiegen oder über den Kirchplatz und St. John's Gardens hinunterzugehen. Er entschloss sich zu Letzterem.

Er lief links an der St. John's Church vorbei, deren kathedralenartiger Turm wie ein knorriger Finger in der Dunkelheit aufragte. Dabei bemerkte er, dass sich rechts etwas bewegte. Wahrscheinlich irgendein Bettler, der Schutz vor dem Wind suchte.

Dann fiel es über ihn her. Heißer, übelriechender Atem streifte seine Wange.

»Was, zum Teufel ...«

Noch bevor er den Satz beenden konnte, saß das Messer bereits tief zwischen seinen Rippen. Das Herausziehen klang wie das Schmatzen eines Abschiedskusses.

Die Gestalt verschwand genau so schnell wieder in der Dunkelheit, wie sie aufgetaucht war. Schmerzen empfand Bertie kaum, eher Fassungslosigkeit. Mit den Händen fasste er sich an die Rippen und spürte warmes, klebriges Blut. Er lehnte sich auf dem Boden zurück, als hätte man ihn geschubst; versuchte um Hilfe zu rufen, doch die Stimme versagte ihm. Er hob die Hände auf Augenhöhe: Sie waren voller Blut. O Gott, rette mich, dachte er, während sein Atem zusehends flacher wurde.

»Mary«, flüsterte er und stellte sich vor, wie sie in ihrem Bett darauf warten würde, dass er sich zu ihr legte und sie sich an ihm wärmen konnte.

Er sank nach hinten in das feuchte Gras und gewahrte den Geruch des nasskalten Bodens und die letzten verzweifelten Schläge seines

Herzens.

Schließlich spürte er die Kälte doch noch.

Ziemlich übermüdet hievte Chief Inspector Grant Foster seine langen, steifen Glieder aus dem nagelneuen Toyota Corolla. Dabei empfand er das übliche Unbehagen, das auftrat, wenn man mitten in der Nacht aus dem Bett geholt wird. Obwohl er bereits seit einem halben Jahr nicht mehr rauchte, lechzte er jetzt nach einer Zigarette. Früher hatte er sich für gewöhnlich eine angesteckt, sobald er am Tatort angekommen war. Es war Teil eines Rituals, um sich für das Kommende zu wappnen. Er knackte mit den Fingerknöcheln und sog kurz die kalte Luft ein.

Die Sonne ging gerade erst über London auf, und die Verkehrsgeräusche auf dem entfernten Westway entwickelten sich zu einem beständigen Rauschen. Der frühmorgendliche Berufsverkehr traf auf die letzten Nachtschwärmer, die den Heimweg angetreten hatten. Trotz des Frosthauchs und ein paar heftiger Windböen ließ ein Hauch von Wärme den kommenden Frühling bereits erahnen. Aber Foster war nicht in der Stimmung, optimistisch nach vorn zu blicken. Beim Einatmen roch er nur eines: Ärger.

Sergeant Heather Jenkins schloss sich ihm an. Ihre wilde schwarze Mähne hatte sie zu einem Pferdeschwanz gebunden. Gemeinsam überquerten sie die Straße in Richtung Kirche.

»Sieht übel aus, Sir«, sagte sie in ihrem harten Lancashire-Dialekt.

Foster nickte. »Hört sich auf alle Fälle so an«, erwiderte er. Es waren seine ersten Worte an diesem Tag. Seine volltönende Stimme schien von tief unten zu kommen. »Ganz im Gegensatz zu dem Betrunkenen neulich nachts.«

Am vergangenen Sonntagmorgen hatte man beide noch vor dem Morgengrauen aus dem Schlaf gerissen, damit sie sich im Avondale Park um den scheinbaren Selbstmord eines Penners kümmerten. Foster hatte eigentlich an dem Wochenende frei, allerdings war niemand in der Lage gewesen, die Diensthabenen zu informieren. Deshalb hatte er die Sache Heather überlassen, sich wieder hingelegt und versucht, noch eine Mütze Schlaf zu bekommen. Vergeblich. Also stand er wieder auf und fuhr zum Tatort. Vier Tage später ärgerte er sich immer noch über diese Störung seiner Nachtruhe.

Heather rümpfte die Nase, um ihrer Ungläubigkeit Ausdruck zu verleihen, Foster könne immer noch wegen dieser Sache verärgert sein.

»Sie können es wohl nicht auf sich beruhen lassen, oder, Sir?«, fragte sie ihn.

»Wir haben schon genug Arbeit, da können wir nicht auch noch an einer mit Cider gefüllten Loser-Leiche herumschnüffeln«, murmelte er, ohne sie dabei anzusehen.

»Sie sind also nicht der Meinung, dass die Leiche eines Penners ein Recht auf die gleiche Behandlung hat wie die anderer Leute? Wir wissen noch nicht einmal, wer der Kerl ist: Glauben Sie nicht, wir sind es ihm schuldig, das herauszufinden, und auch, ob er Familie hatte?«

»Nein«, entgegnete er entschieden. »Haben Sie denn in der Vermisstenkartei nachgeschaut?«

Sie nickte. »Bisher trifft die Beschreibung auf niemanden zu.«

»Bestimmt noch so ein Loser, nach dem kein Hahn kräht. Ein vollbepisster Säufer weniger für die Jungs auf Streife, die die Schluckspechte einsammeln.«

Aus dem Augenwinkel konnte er sehen, wie sie langsam den Kopf schüttelte.

Sie waren auf dem Kirchplatz am oberen Ende von Ladbroke Grove angelangt. Von hier aus konnte man auf ein halbkreisförmiges Ensemble schmucker herrschaftlicher Wohnhäuser aus der frühviktorianischen Zeit blicken – ein sonderbares Szenario. Auf alle Fälle besser als die üblichen Fundorte von Mordopfern in London: in Sozialwohnungen, auf Kneipenparkplätzen und Brachflächen. Trotzdem fühlte Foster sich unwohl, denn nach über zwanzig Dienstjahren konnte er sich bis dato an keine Leiche erinnern, die man auf geweihtem Boden gefunden hatte. Als wenn das – selbst für die durchgeknalltesten Typen – einen Schritt zu weit ginge. Er versuchte sich zu merken, diesen Gedanken später noch einmal aufzugreifen.

Inspector Andy Drinkwater – ordentlicher Haarschnitt, kantiges Kinn und markante Gesichtszüge – wartete schon an der Absperrung, die man um das gesamte Gelände gezogen hatte, das von ein paar Uniformierten bewacht wurde. Foster zog Drinkwater öfter auf, indem er behauptete, er sehe aus wie ein in die Jahre gekommener Typ aus

einer längst in der Versenkung verschwundenen Boygroup: Er war ein Fitnessfetischist und Abstinenzler. Aufgrund seiner glatten Haut hegte Foster sogar den Verdacht, er könne Feuchtigkeitscreme verwenden. Schauerhaft. An diesem Morgen sah Drinkwater mit knielangem Wollmantel und Handschuhen aber durch und durch wie ein Detective aus.

»Sir«, sagte er nickend zu Foster. »Heather.«

Sie lächelte ihn besorgt an.

»Morgen, Andy. Womit haben wir's zu tun?«, wollte Foster wissen.

Über Drinkwaters Schulter hinweg konnte er links von der Kirche sehen, wie die Forensiker sich auf langwierige Arbeit einrichteten. Über dem Tatort hatte man ein weißes Zelt errichtet und das ganze Areal des Kirchplatzes mit Band abgesperrt. Ein Lichtkegel beleuchtete den Bereich.

Drinkwater sog Luft zwischen den Zähnen ein. »Nicht sehr angenehm, Sir«, antwortete er. »Die Forensiker sind hier. Carlisle auch. Sieht sich gerade die Leiche an.«

Fosters Augen verengten sich. Rechtsmediziner kamen ihm am Tatort nur selten zuvor.

»Er wohnt in der Nähe«, erklärte Drinkwater.

Die drei gingen durch das Tor zum Zelt.

»Männliches Opfer, Anfang dreißig«, sagte Drinkwater, Foster und Heather mussten sich ranhalten, um mit ihrem Vorgesetzten Schritt halten zu können. »Wahrscheinlich hat er noch nicht lange dagelegen, als die Jugendlichen ihn fanden. Sie haben hier die Straße runter in Notting Hill kurz vor drei Uhr morgens die Polizei alarmiert.«

»Haben Sie mit den Kids gesprochen?«, fragte Foster im Gehen.

»Die waren beide ziemlich zugekifft, aber ich habe mich kurz mit ihnen unterhalten.«

»Wie alt?«

»Einer fünfzehn, der andere gerade sechzehn geworden.«

Foster schüttelte den Kopf. Was waren das nur für Eltern, deren Kinder sich noch in den frühen Morgenstunden draußen herumtrieben? Wahrscheinlich Typen, wie sie seine Jungs tagtäglich massenweise festnahmen, und die Sorte nutzloser Mütter, deren Mutterinstinkt durch

jahrelangen Alkohol- und Drogenkonsum abgetötet war. Manche Leute sind noch nicht einmal imstande, Hamster großzuziehen, dachte er.

»Meiner Ansicht nach sind das keine Verdächtigen«, fügte Drinkwater noch hinzu, weil er Fosters nächste Frage bereits erahnte. »Aber sie befinden sich auf der Wache, wenn Sie mit Ihnen sprechen wollen. Wir haben die Eltern verständigt. Sind beide ziemlich ausgeflippt.« Er hielt inne. »Sie werden sehen, warum. Das einzig halbwegs Interessante, was sie von sich gegeben haben, war, dass sich auf diesem Teil des Kirchplatzes, also am Leichenfundort, häufig eine betrunkene Obdachlose aufhält.«

»Wozu?«

»Um sich aufs Ohr zu hauen. Sie haben sie Ciderfrau genannt. Offenbar hat sie 'ne Meise, aber in den letzten Nächten haben sie sie nicht gesehen.«

Foster nickte bedächtig. »Die müssen wir finden.«

»Also gibt es doch Penner, an deren Auffinden Sie ein Interesse haben«, warf Heather ein.

Er wandte sich um und sah auf sie herab. Mit über eins achtzig überragte er sie um einiges. Heather war clever und hatte eine spitze Zunge, und er mochte es, dass sie ihren Galgenhumor selbst angesichts des Grauens nicht verlor. Das war eine wichtige Charaktereigenschaft bei der Mordkommission.

Die drei blieben stehen. Sie hatten den Zelteingang erreicht. Eine kalte Windbö zerrte an der Verankerung und ließ die Enden flattern.

»Ich komme mir in diesen Klamotten immer vor, als würde ich gleich in eine Freakshow gehen«, murmelte Foster, während er in den weißen Overall schlüpfte. Aufgrund seiner Größe passten die Dinger ihm meistens nicht. Der hier war gar nicht so schlecht. Beim Überziehen riss nichts ein. »Dann mal los«, meinte Foster und streckte seine Arme aus, um zu sehen, wie viel Bewegungsfreiheit ihm der Overall ließ. Die jüngeren Detectives folgten ihm ins Zelt.

Drunten war der Geruch nach feuchter Erde intensiv, fast betäubend. Foster musste etwas gebückt gehen, um mit dem Kopf nicht an das Zelt Dach zu stoßen. Er sah auf die Leiche hinunter. Der Blick wurde ihm von einer hockenden Person versperrt. Das Einzige, was er erspähen

konnte, war ein hochgezogenes graues Hosenbein, das ein Stück aschfahler Haut bis hinunter zur Socke offenbarte. Der hockende Mann war Carlisle, diensthabender Rechtsmediziner. Er überprüfte gerade die Taschen des Opfers.

»Beklauden Sie schon wieder 'ne Leiche, Edward?«, fragte Foster.

Der von Kopf bis Fuß in Weiß gekleidete Mann sah noch nicht einmal auf. »Das würden Sie bei meinem Gehalt auch tun«, erwiderte er. Dann drehte er sich um und grinste Foster an, doch seine Augen verrieten den Ernst der Lage. Er richtete sich auf und gab Foster den Blick auf die Leiche frei.

»Verfickte Kacke.«

»Ja, eine üble Sache«, sagte Edward Carlisle mit vornehmer Public-School-Stimme.

Das Opfer lag auf dem Rücken: Mund sperrangelweit offen, starrer Blick. Insoweit glich es den meisten Leichen, die Foster gesehen hatte. Was ihn jedoch über alle Maßen schockierte, waren die Hände – oder besser ihr Fehlen. Am Ende beider Arme befanden sich fahle Fleischstümpfe mit herausragendem bloßem Knochen.

»Nur sehr wenig Blut am Tatort«, meinte Carlisle.

»Also ist er nicht hier umgebracht worden?«

»Ich würde sagen: nein. Die Körpertemperatur der Leiche ist um zirka zwölf Grad gesunken; bei anderthalb Grad pro Stunde deutet das darauf hin, dass er gestern gegen neun Uhr abends getötet wurde.«

»Wann hat man ihn gefunden?«, wollte Foster an Andy gerichtet wissen.

»So um Viertel vor drei heute Morgen.«

»Was ist mit den Händen, Edward? Wurden die nachträglich abgetrennt, nachdem er tot war?«

Carlisle rümpfte die Nase. »Schwer zu sagen. Da müssen Sie auf das Ergebnis der Autopsie warten.«

»Todesursache?«

»Wahrscheinlich der Stich ins Herz. Der Brustkorb ist ebenfalls mit mehreren oberflächlichen Schnittwunden übersät, einige davon ziemlich tief.«

»Warum sind die Hände weg?«, fragte Foster.

»Trophäen«, meinte Drinkwater selbstsicher.

Hört sich nach einer vernünftigen Theorie an, dachte Foster. Zunächst hatte er denselben Eindruck gehabt, aber irgendwie klang das nicht glaubhaft.

Heather, die bis jetzt geschwiegen hatte, machte nun den Mund auf. »Vielleicht hat es ein Gerangel gegeben, Sir«, sagte sie. »Das Opfer könnte Textilfasern oder Haut unter den Nägeln haben. Vielleicht dachte der Mörder, wenn er die Hände abtrennt, läuft er nicht so schnell Gefahr, eingebuchtet zu werden.«

Noch eine stimmige Theorie.

»Wissen wir, wer der Mann ist?«, fragte Foster laut in die Runde.

»Kreditkarten und Führerschein zufolge James Darbyshire«, las Drinkwater aus seinem Notizbuch vor. »Es gibt auch ein Handy, aber die Spurensicherung hat es eingesackt.«

»Gut«, murmelte Foster. Handys waren für die Ermittlungen der Mordkommission ein Segen. »Ich sehe Sie dann in ein paar Stunden, wenn das okay ist, Edward.«

Carlisle nickte mit hochgezogenen Augenbrauen, um seinen Bedenken angesichts des engen Zeitplans, den Foster in seiner gewohnt nüchternen Art damit andeutete, Ausdruck zu verleihen. Aber er wusste, dass der DCI gern einen Blick auf die Leiche warf, bevor sie aufgemacht und zerlegt wurde.

Die drei ließen Carlisle mit seiner Arbeit fortfahren und gingen wieder nach draußen. Die Morgendämmerung hatte eingesetzt. Bei Tageslicht würde die Spurensicherung gleich den gesamten Kirchplatz durchkämmen. Alle atmeten einmal tief durch, Foster etwas zurückhaltender als die anderen. Er war froh, frische Luft schnappen zu können und die Leiche nicht mehr sehen zu müssen. Nachdem sich alle eine Weile den eigenen Gedanken hingegeben hatten, unterbrach Foster die Stille.

»Ich gehe davon aus, dass wir jemanden herumgeschickt haben, der nach den fehlenden Händen gesucht hat?«, fragte er Drinkwater, der nickte.

»Keine Spur davon«, erwiderte er.

»Dann stellen Sie sicher, dass wir ein Team herbekommen, das alle

Gärten und jeden Winkel in der Umgebung überprüft. Vielleicht sind sie woanders weggeworfen worden. Wir sollten auch eine Hundestaffel hier rausschaffen. Mal sehen, ob Fido sie ausgraben kann. Und sobald es ganz hell ist, lassen Sie ein paar Leute an den Türen sämtlicher Häuser mit Blick auf den Kirchplatz klingeln. Vielleicht hat ja jemand etwas beobachtet. Wo haben die Kids denn geraucht?«, wollte er wissen und blickte sich auf dem kleinen Kirchplatz um.

»Drüben auf der anderen Seite. Ich zeige Ihnen die Stelle.«

Sie gingen zum hinteren Teil des Kirchplatzes. Drinkwater wies auf ein paar Steinstufen, die hinunter zu einer Tür führten.

»Da unten, beim Eingang zur Krypta.«

Foster schaute ihn sich kurz an. »Dann konnten sie von hier aus also nicht sehen, wie die Leiche abgelegt wurde?«, fragte er rhetorisch.

»Haben sie denn was gehört?«

Drinkwater schüttelte den Kopf. »Zu windig. Sie haben die Leiche gefunden, weil sie mehr Schutz suchten, um sich einen Joint zu drehen. Deshalb sind sie auf die andere Seite gegangen, raus aus dem Wind.«

Foster nickte langsam. Er war sich ziemlich sicher, dass sie es nicht gewesen waren. Die meisten Teenager sind vermutlich gesetzlose, respektlose Säcke, dachte er, aber sie schlachten nur selten ausgewachsene Männer ab, verstümmeln sie und gehen dann seelenruhig zur Polizei, um das Verbrechen zu melden.

»Was ist überhaupt eine Krypta?«

»Eine Gruft. Glaube ich zumindest«, gab Drinkwater ihm zur Antwort.

»Nicht mehr«, sagte Heather. »Eine Freundin von mir ging hier immer zur Yogastunde für Schwangere und nach der Geburt zu einem Baby-Massagekurs.«

Foster drehte sich um und sah sie an. Normalerweise hätte er dies als Vorwand genommen, um sie aufzuziehen, aber der Fall hatte ihm zu sehr zugesetzt.

Drei riesenhafte Krähen krächzten beim Spielen, schlugen Volten und jagten einander im Sturzflug. Ihre pechschwarzen Federn zeichneten sich scharf gegen den grauen Himmel ab. Nigel Barnes, im bis oben hin zugeknöpften schwarzen Dufflecoat mit Wollschal und einem abgenutzten braunen Ranzen, beobachtete die Krähen hinter seiner schwarz gerahmten Brille und fragte sich, wie viele von ihnen wohl für einen Mord erforderlich wären. Bestimmt mehr als drei, dachte er.

Seine Aufmerksamkeit wanderte von den lärmenden Krähen himmelwärts. Sicher versuchte die Sonne gerade die dichte Wolkendecke zu durchbrechen. Bis das gelänge, war er jedoch schachmatt gesetzt, und der kleine Rasierspiegel in seiner Tasche blieb überflüssig.

Seufzend betrachtete er die Grabsteine vor sich. Wie viele unerfüllte Hoffnungen und Träume mochten hier begraben liegen? Hunderte. Tausende vielleicht. Zu seiner Linken befand sich ein prächtiger von Bäumen gesäumter Weg mit imposanten Mausoleen, ein Zeugnis viktorianischer Obsession von Tod und Trauer, allesamt Monumente für längst vergessene Tote, dort, wo die Bedeutenden und Wohltätigen der Londoner Gesellschaft des 19. Jahrhunderts ihre letzte Ruhe gefunden hatten. Viele davon nicht unter der Erde, sondern darüber. Weiter hinten konnte Nigel die Umrisse einer anglikanischen gotischen Kapelle erkennen, unter der sich die Katakomben befanden. Er war einmal dort unten gewesen und hatte den Schauer jede einzelne Sekunde genossen, insbesondere den Augenblick, als der Führer verschwörerisch meinte, wenn der Einbalsamierer seine Arbeit nicht ordentlich verrichtete, wären die dort beengt liegenden Leichen nicht selten aufgrund der Verwesungsgase explodiert. Die gesamte Gruppe hatte nervös gelacht und sich gegruselt.

Der Friedhof von Kensal Green war einer seiner Lieblingsorte. Was das Makabre anbelangte, konnte er es lediglich mit dem Highgate Cemetery aufnehmen. Die Viktorianer wussten, wie man den Tod am besten in Szene setzt. Ganz anders als wir, dachte er. Heute verbrennen wir Menschen und machen uns die Hände an ihnen nicht schmutzig. In

fünzig oder hundert Jahren wird es keine Gräber mehr geben, zu denen Ahnenforscher noch pilgern können, um zukünftige Generationen aufzuspüren, Inschriften zu orten und zu dechiffrieren, genauso wenig wie es angesichts von E-Mails dann noch Briefe zur Lektüre und Information geben wird. Nichts ist mehr von Dauer, für die Ewigkeit, dachte er, alles dreht sich nur noch um das Hier und Jetzt.

Er blickte sich um und sah sich im Wind biegende Bäume, struppige Büsche und das endlos erscheinende Durcheinander von überwucherten, ziemlich ramponierten Gräbern und Statuen. Außer ihm war niemand zu sehen. Nur er und Tausende von Toten. Es kam ihm so vor, als hätte er eine verlorene Welt betreten. Nur das entfernte Rauschen des Verkehrs, begleitet von Sirenen, Londons konstanter Geräuschkulisse, gab ihm zu erkennen, in welchem Jahrhundert er sich gerade befand. Es fühlte sich gut an, draußen im Freien zu sein, weg von den Abgasen der verstopften Straßen. Im Zentrum Londons gab es nur wenige solcher Freiluftoasen; Orte, wo man ganz in Ruhe zur Besinnung kommen konnte. Da waren natürlich noch die anderen Friedhöfe, ab und zu gab es einen Platz mit einem nur von den Anwohnern zu benutzenden Park und ein paar kleinere öffentliche Parks, aber mehr nicht. Nigel wusste, dass dieser Friedhof vor hundertfünzig Jahren noch auf freiem Feld lag. Das war ja der Grundgedanke. Die vielen überfüllten Friedhöfe mitten in der Stadt hatten begonnen, ihre verwesenden Bewohner auszuspeien, und der hierdurch hervorgerufene Fäulnisgestank löste Krankheiten aus – das glaubte man zumindest. Deshalb legte man außerhalb der Stadt neue Friedhöfe an, der in Brookwood verfügte sogar über eine eigene Verkehrsanbindung, um die Verstorbenen aus der Stadt zu überführen: London Necropolis Station. Doch schon bald hatte Londons unersättlicher Hunger die freien Flächen in alle Himmelsrichtungen vereinnahmt.

Nigel sah auf seine Uhr: zehn Uhr dreißig. Aus der Manteltasche zog er nun ein verknittertes Blatt hervor, das er aus seinem Notizbuch gerissen hatte. »Parzelle 103« stand darauf. Das Grab von Cornelius Tiplady, Architekt, 1845–85. Sein Bestreben bestand darin herauszufinden, ob es sich bei diesem Cornelius Tiplady um den

Urugroßvater seiner Klientin handelte. Er wollte prüfen, ob auf der Grabinschrift ein paar Namen vermerkt waren, die in Verbindung zu anderen von ihm bereits ausfindig gemachten Verwandten standen und bestätigten, dass er den richtigen Mann gefunden hatte. Eine poetische Inschrift wäre ein nettes Beiwerk, das er neben den zutage geförderten trockenen genealogischen Informationen liefern könnte – alles, um zu bestätigen, dass er seine Arbeit gut gemacht hatte. Die Leute mussten einfach merken, dass er wieder da war und gute Arbeit leistete. Das Geschäft neu aufzubauen hatte sich als gar nicht so einfach erwiesen.

Parzelle Nr. 103 lag abseits der gebahnten Wege und, wie befürchtet, in einem ungepflegten Teil des Friedhofs, wo es jede Menge wild wucherndes Gras, kleine Bäumchen und Flechten gab. Die Gräber abzählend, von denen nur wenig den Witterungseinflüssen entgangen waren, bespritzte er sich seine Schuhe mit Schlamm. Er erreichte die Parzelle 103, nahm die Brille ab und rieb sie kurz am Mantel sauber, setzte sie dann wieder auf und ging in die Hocke.

Das Grab war nicht weiter bemerkenswert; typisch für die Zeit stand ein flacher grauer Grabstein darauf. Bei der Tiplady-Familie gab es keine Zurschaustellung von Reichtum. Aber wie befürchtet waren die Worte zur Würdigung der vierzig Erdenjahre des Verblichenen im Lauf der Zeit und durch den Verfall unlesbar geworden. Nicht einmal den Namen konnte er erkennen, lediglich ein großes C. Dies tröstete ihn allerdings insofern, als die Bestattungsaufzeichnungen demzufolge ordentlich geführt waren und irgendwo unter seinen Füßen Cornelius, oder was von ihm übrig geblieben war, liegen musste. Behutsam fuhr er mit der Hand über ein paar der Einkerbungen und konnte die weiteren Buchstaben des Namens fast ausmachen, auch wenn sie unsichtbar blieben. Unterhalb des Namens entdeckte er auch noch ein Durcheinander an Buchstaben, obgleich die Widmung kurz zu sein schien. Offenbar eine Familie, die nicht viele Worte machte. Gut.

Nigel nahm die Tasche von der Schulter, öffnete den Reißverschluss und zog seinen Rasierspiegel hervor. Den hatte er als Student von einem Friseur in der Jermyn Street erstanden. Er erhob sich, stellte sich an den Rand des Grabes, hielt den Spiegel schräg zum Himmel und drehte ihn so, dass jeder Lichtstrahl auf die Vorderseite des Grabsteins

projiziert wurde, wobei er versuchte, nicht auf das Nachbargrab zu treten. Dieses Verfahren hatte er früher schon erfolgreich angewandt, indem er sich die Spiegelung der Sonne zunutze machte, um einen Schatten auf die Inschrift zu werfen und so einen Kontrast herzustellen. Damals hatte er den Sonnenschein als wohltuend empfunden. Heute war es jedoch anders. Schon nach wenigen Sekunden stellte sich heraus, dass seine Bemühungen umsonst waren. Er hatte keine Taschenlampe, um den Effekt der Sonne zu verstärken. Dafür brauchte er Hilfe, aber wochentags am Morgen jemanden auf den Friedhof zu schleppen war alles andere als leicht. Glücklicherweise kannte er noch eine andere, weniger subtile Methode.

Er steckte den Spiegel zurück und blickte sich verstohlen um. Was er vorhatte, war nicht nur in Ahnenforscherkreisen verpönt, sondern ein Delikt, das einer Verunstaltung von Dokumenten und dem Fingerlecken vor dem Aufschlagen eines alten Manuskripts gleichkam. In der konservativen Welt der Familienforschung, für die der Erhalt der Dokumente an erster Stelle stand, war das gleichbedeutend mit einer Grabschändung, einem Thema, über das in Internetforen, die sich mit Ahnenforschung beschäftigten, eine hitzige Debatte entbrannt war.

Nigel fuhr sich mit der Hand durch die schwarze Haarmähne und schob dabei seinen über den Augenbrauen hängenden Pony nach hinten. Noch immer war niemand zu sehen. Scheiß drauf, dachte er, der alte Cornelius wird sich nicht beklagen und von seiner Familie auch niemand. Es kam ihm in den Sinn, dass er genau dort stand, wo Cornelius' Witwe und Kinder seinen Tod betrauert haben mussten, aber es gelang ihm, diesen Gedanken wieder auszublenden. Saurer Regen, Vogelkot und Flechten hatten dem Grab allesamt mehr Schaden zugefügt, als die Substanz es tun würde, die er jetzt benutzen wollte. Er hatte nicht das Material, um einen Abdruck der Inschrift anzufertigen. Stattdessen holte er eine Dose Rasierschaum und einen Gummiwischer aus der Tasche.

Er schüttelte die Dose und sprühte mehrere Lagen Schaum über den Grabstein. Mit der rechten Hand verrieb er ihn dann, bis die ganze Vorderseite mit einer dünnen Schicht bedeckt war. Dann nahm er den Wischer und fuhr damit leicht wie beim Fensterputzen von links nach

rechts über den Stein. Auf diese Weise verschwand der Schaum bis auf die Stellen, wo er in der Gravur der Inschrift haftete.

Dann trat er einen Schritt zurück. Menthol, »die bestmögliche Rasur«, hatte die Inschrift jetzt in Weiß sichtbar gemacht.

### CORNELIUS TIPLADY 1845–85

ER WAR EIN TREUES MITGLIED DER KIRCHE: EIN FREUND DES HERRN; JEMIMA  
ZEITLEBENS EIN LIEBENDER GATTE UND EIN NACHSICHTIGER VATER.

DER GLAUBE TRIUMPHIERT ÜBER DEN TOD: SÜSS IST DIE ERINNERUNG AN JENE, DA  
WIR WISSEN, DASS SIE SCHLAFEN, UM WIEDERAUFZUERSTEHEN.

Jemima. Das bewies alles. Cornelius und seine letzte Ruhestätte waren endlich gefunden. Nun hatte er genügend Details über sein Leben herausgefunden, um für seine Kundin einen anständigen Bericht schreiben zu können. Er kritzelte das Epitaph ins Notizbuch, packte alles wieder in die Tasche und tilgte seine Spuren auf dem Grab. Außer dem verrückten Krächzen der Krähen und dem Wind, der das Laub rascheln ließ, war nichts zu hören.

Bevor er ging, schaute er noch einmal schuldbewusst auf das durch den Schaum hell leuchtende Grab. Die Chemikalien konnten bis in die Poren des Steins eindringen und zu dauerhaftem Schaden führen. Zum x-ten Mal an diesem Morgen blickte er zum grauen Himmel empor. Vergiss die Sonne, dachte er, was ich jetzt brauche, ist ein kräftiger Regenschauer.

Heather wartete vor dem Autopsieraum in Kensington auf Foster. Es ging auf Mittag zu. Er hatte sich wegen der Vernehmung der beiden bekifften Kids, die über die Leiche gestolpert waren, verspätet.

»Haben sie etwas gesehen?«, fragte sie hoffnungsvoll.

Die Antwort konnte sie unmittelbar von Fosters Gesicht ablesen, denn er vermochte seinen Unmut nicht zu verbergen. Fosters faltiges, verknittertes Gesicht schien sich zu verfinstern. Er kräuselte die Lippen, und seine düster blickenden braunen Augen verengten sich zu Schlitzern. Jahre zuvor hatte ihm eine Exfreundin, der er keine Träne nachweinte, einmal gesagt, er habe da »eine hübsch hässliche Sache am Laufen«. Ob sie den Satz als Beleidigung oder Kompliment meinte, wusste er immer noch nicht.

»Die waren kaum in der Lage, die eigene Mutter zu erkennen«, schimpfte er. »Hab sie bei einem Zeichner gelassen. Auf dem Weg zum Kirchplatz haben sie ein paar Leute gesehen. Aber bei dem Stinkzeug, das sie geraucht haben, würd es mich nicht wundern, wenn wir 'ne Skizze von Tiffany bekommen.«

Sie setzten ihre Masken auf, die Nase und Mund bedeckten, atmeten tief ein und betraten dann den makellosen, komplett weiß gekachelten Raum. Der Geruch nach Desinfizierungsmittel hing in der Luft und überdeckte beinahe den aufdringlichen Todes- und Verwesungsgestank. Ein paar Leute machten sich an James Darbyshire zu schaffen, dessen toter Körper nackt und ohne Hände rücklings auf dem Seziertisch lag. Den Brustkorb hatte man noch nicht geöffnet. Darüber war Foster froh. Er wollte sich den Leichnam so ansehen, wie man ihn gefunden hatte, bevor Carlisle dann die Haut wie eine Fruchtschale abzog und das Fleisch mitsamt den inneren Organen zum Vorschein brachte. Manchmal, wenn Foster herkam, lagen die Organe bereits in Metallschalen und warteten darauf, gewogen und untersucht zu werden. Ihm machte es nichts aus, mit Toten umzugehen. Er konnte eine Leiche intensiv betrachten und so vielleicht etwas in Erfahrung bringen, egal, wie schwer verletzt sie auch sein mochte. Aber das Sägen und Zerteilen, das bei den meisten Autopsien dazugehörte, ließ Übelkeit

in ihm aufsteigen. Deshalb schaute er sich die Leiche lieber vorher an und las später, was man herausgefunden hatte.

Edward Carlisle begrüßte sie mit einem kurzen Nicken und bedeutete ihnen ihm zur Leiche zu folgen. Foster warf einen Blick über die Schulter, um sich zu vergewissern, dass Heather okay war. Ihre Blicke trafen sich, aber sie schaute ihn ungeduldig an, als ob seine Sorge ihr unangenehm wäre.

»Hier ist sie. Selbstverständlich habe ich ihn mir innen noch nicht angeschaut, aber es ist wohl, wie ich schon angedeutet habe, unstrittig, dass die Todesursache eine einzige Stichwunde ins Herz war. Hier.« Er deutete auf eine fünf Zentimeter lange Wunde ein Stück rechts von der Mitte des Brustkorbs. »Nachher kann ich noch Genaueres sagen. Und was die Hände angeht, da bin ich mir fast sicher, dass sie vor seinem Tod abgetrennt wurden.«

Foster blickte Heather an. Bei diesem Fall ging es also nicht um eine Leichenverstümmelung, sondern um Folter.

»Was mich besonders interessiert hat, sind diese Wunden hier«, fuhr Carlisle fort.

Foster und Heather verfolgten, wie er mit den Fingern auf eine Reihe von Kratzern und Schnitten im Bereich des Brustkorbs deutete.

»Ich kann mir nur vorstellen, dass sie Folge eines Kampfes sind. Sonst gibt es aber keinerlei Wunden, die auf Gegenwehr hindeuten, und das Hemd des Opfers wurde nicht in Mitleidenschaft gezogen.«

»Noch nicht einmal durch die Stichwunde?«

Carlisle schüttelte den Kopf.

»Dann hatte er es nicht an, als er sich die Stichwunde zuzog oder als diese Schnittwunden entstanden.«

Foster stand rechts vom Leichnam. Er ging langsam um den Obduktionstisch herum, ohne dabei den Blick von der Leiche abzuwenden. Als er auf Höhe der Fußsohlen des Toten ankam, blieb er ungefähr eine Minute stehen und starrte den Torso des Opfers an. Mittlerweile waren Heather und Carlisle mehr an Fosters Inspektion interessiert als an der Leiche. Dann machte er noch eine Runde und kam am Ausgangspunkt wieder zum Stehen. Er beugte sich vor, um den verkratzten und mit Blut beschmierten Brustkorb näher in Augenschein

zu nehmen.

»Haben Sie die Brust rasiert?«, wollte er von Carlisle wissen, ohne aufzusehen.

»Nein.«

Foster trat einen Schritt zurück und untersuchte den Torso; dabei legte er den Kopf ein wenig schräg, zunächst nach links, dann nach rechts, danach beugte er sich abermals vor. Er sah sich im Raum um. Schließlich fiel sein Blick auf einen leeren Seziertisch, den man auf einer Seite des Raums an die Wand geschoben hatte. Er ging hinüber. Mit einiger Kraft befreite er ihn aus seiner unpraktischen Position und rollte ihn dann dorthin, wo die anderen beiden standen.

Carlises Augen verengten sich.

»Darf ich fragen, was Sie da tun, Grant?«

Foster hielt die Hand hoch, als ob er sagen wollte: »Warten Sie einfach mal ab.«

Langsam, aber sicher schob er den Tisch so lange hin und her, bis er parallel zu dem stand, auf dem Darbyshires Leiche lag. Die Kanten berührten sich jetzt. Dann kletterte er auf den Tisch, richtete sich auf und beugte sich über den Toten, das Gewicht auf dem rechten Fuß. Unter der Last knarrte der Tisch. Eine Zeit lang blieb er wortlos auf seinem Aussichtspunkt.

»Heather, kommen Sie mal hoch«, forderte er sie schließlich auf.

Sie stieg zu ihm hinauf, während Carlisle ungläubig den Kopf schüttelte.

»Das hier sind keine Wunden, die er sich im Kampf zugezogen hat«, erklärte Foster. »Schauen Sie sich die rechte Brustwarze an: Da drüber ist ein langer vertikaler Kratzer. Können Sie den erkennen? Sehen Sie mal: Er ist mit einer kleinen diagonalen Einkerbung überdeckt. Sieht auf alle Fälle danach aus. Und da drunter ist ein horizontaler Kratzer.«

Heather stimmte ihm zu.

»Nach was sieht das aus?«

Sie betrachtete die Wunden genau. »Nach einer Eins«, sagte sie bestimmt.

»Gucken Sie sich die anderen an.«

Carlisle hatte sich auf der anderen Tischseite zu ihr gesellt, um die

Leiche ebenfalls genauer ins Visier zu nehmen. Foster kniete sich hin. Er deutete auf die Mitte des Brustkorbs; mit den Fingern verfolgte er zwei schräg verlaufende Schnittwundlinien, dort, wo die haarlose, papierweiße Haut fein eingerissen war.

»Können Sie erkennen, dass die Linien fast zusammenlaufen?«, fragte er. Dann deutete er auf eine kaum erkennbare Schramme zwischen beiden Linien, die aussah wie eine Rasierwunde.

»Das überbrückt fast die Lücke zwischen den beiden Wunden. Sieht aus wie ein A.«

Foster fuhr weiter mit dem Finger über den Brustkorb des Mannes, verfolgte dabei die Umrisse jeder Schnittwunde und entzifferte jeweils eine Zahl oder einen Buchstaben. Schließlich griff er unter seinen Kittel und zog das Notizbuch aus der Anzugtasche. Er schrieb Folgendes auf: 1A137.

»Diese Schnittwunden wurden nach Eintritt des Todes zugefügt«, bemerkte Carlisle.

»In dem Fall waren sie für unsere Augen bestimmt«, entgegnete Foster. Er drehte sich um und sah sich den Toten ein letztes Mal an. Carlisle nahm ein Skalpell in die Hand, um anzudeuten, was er als Nächstes zu tun gedachte.

»Dann mal ran an die Buletten«, sagte Foster und gestikulierte in Richtung Leiche.

Sie verließen den Raum noch vor dem ersten Schnitt.